

Festrede

zur

Feier des hundertjährigen Geburtstages

von

Johann Gottlieb Fichte.

Gehalten

am 19. Mai 1862

in der Aula der Ludwig-Maximilians-Universität

von

Dr. Hubert Beckers,

ord. ö. Professor der Philosophie und z. Z. Rector.

München, 1862.

SEP. B 35



Festrede

zur

Feier des hundertjährigen Geburtstages

von

Johann Gottlieb Fichte.



Gehalten

am 19. Mai 1862

in der Aula der Ludwig-Maximilians-Universität

von

Dr. Hubert Beckers,

ord. ö. Professor der Philosophie und z. Z. Rector.

München, 1862.

Druck von J. C. Weiß, Universitätsbuchdrucker.

Hochansehnliche Versammlung!

„Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich“ (Dan. 12, 3) — also lautet die Inschrift des Obelisken, der auf dem oranienburger Kirchhofe zu Berlin über der Ruhestätte Johann Gottlieb Fichte's sich erhebt, und eine würdigere, bedeutungsvollere, als mit diesen Worten des Propheten, konnte ihm kaum gesetzt werden.

Denn wie heute noch, am hundertjährigen Tage der Geburt des großen Mannes sein Stern mit Himmelsglanz uns leuchtet, so wird er auch der fernern Nachwelt leuchten immerdar und ewiglich. Und wenn von irgend einem Lehrer es gilt, daß er viele zur Gerechtigkeit gewiesen, so gilt es im wahren und vollsten Sinn von Fichte, dessen ganzes Leben und Streben auf Gerechtigkeit gerichtet war — auf Gerechtigkeit in jenem hohen, vielumfassenden Sinne, nach welchem sie schon im Alterthum als die höchste aller Tugenden betrachtet worden. Denn wenn nach Platon die Mutter aller Tugenden die Weisheit ist, und an sie zunächst die Tapferkeit und Mäßigkeit sich reihen, so erscheint die Tugend der Gerechtigkeit (*δικαιοσύνη*) als ihr gemeinsames Produkt, da sie nichts anderes ist, als die Harmonie aller sittlichen Kräfte in ihrer vollendeten Gemeinschaft und Wechselwirkung.

Aber auch in dem christlichen Bewußtseyn steht nicht minder der Gerechte oben an, ja hier tritt er erst ganz in jenes volle, ungetrübte Licht, dessen alles verklärende Strahlen nur aus einer Religion der Liebe sich erzeugen konnten.

Und sowohl in dem einen, wie dem andern Sinne mag es uns unverwehrt seyn die Gerechtigkeit als das höchste Strebeziel zu bezeichnen, das Sichte eben so klar erkannte, als rastlos verfolgte. Diese höchste der Tugenden entwickelte sich aber auch bei ihm nur aus den drei übrigen vorhin genannten. Denn sie wurzelte in jener Weisheit, die nach den letzten Gründen der Erkenntniß forscht, in jener Männlichkeit und Tapferkeit der Gesinnung, die das einmal erkannte Gute mit unerschütterlichem Muth, standhaft und furchtlos, mit Verachtung jeglicher Gefahr zu verwirklichen sucht, und in jener Mäßigkeit, die auch die widerstrebendsten Elemente des Lebens unter die einschränkende Herrschaft und Zucht des Geistes zu bringen trachtet.

Die wahre Weisheit ist jedoch nicht bloß auf den Zweck des ethischen Strebens gerichtet, sondern zugleich auf die Mittel, diesen Zweck zu erreichen. Von diesem Standpunkte aus erscheint die Weisheit zugleich als Klugheit, die sich zu jener wie die Geschicklichkeit zur Kraft verhält, und beide bedingen einander, wie leicht begreiflich, zur vollständigen Erzielung des sittlichen Zweckes. Können wir nun nicht umhin von Sichte zu sagen, daß alle jene höchsten Prädicate der ethischen Kraft, die in den vier platonischen Cardinaltugenden ihren besonderen Ausdruck erlangt haben, ihre volle Anwendung auf ihn finden dürften, so fehlte ihm, es läßt sich dieß nicht verhehlen, doch eine zu diesen Tugenden noch gehörige, gewissermaßen unentbehrliche, es fehlte ihm die — freilich nur selten gut geartete Tochter der Weisheit — die Klugheit. Diese besaß der treffliche Mann fast nicht, oder doch in kaum ausreichendem Maaße. Doch darum steht sein hehres Charakterbild um nichts kleiner vor uns, ja es gewinnt damit erst ganz

unsere Liebe und Bewunderung. Denn da nichts wohl schwieriger ist, als bei Klugheit auch noch weise zu seyn, d. h., der Weisheit und dem von ihr erkannten und angestrebten Zwecke durch die dazu gebrauchten Mittel nichts zu vergeben, so wollen wir uns an seiner glühenden, begeisterten Liebe zur Weisheit genügen lassen, die nur um so glänzender hervortrat, je weniger so manche Ideale seiner Geisteswelt, die er mit rücksichtsloser Energie in's Leben überführen wollte, zur Verwirklichung gelangen konnten.

Und hierin liegt, wie einerseits das Tragische seines ganzen so seltsam verschlungenen Lebensschicksals, so andererseits das Erhebende, das wir empfinden, wenn wir sehen, wie dieser kühne, stolze Geist aus allen Kämpfen, in die ihn die Wirrnisse des Lebens verstrickten, auch wenn er unterlag, dennoch in ungeschwächter Kraft von neuem stets hervorging.

Nimmermehr aber hätte er also mit unerschütterlichem Mannesmuthe auszuharren vermocht, was sein Biograph mit Recht als „die kräftigste That seines Lebens“ bezeichnet, noch wäre er geworden, was er für alle Zeiten ist und seyn wird, ein Vorbild des edelsten, thatkräftigsten Charakters, würde ihm nicht die ewige Vorsicht das, was ihm an menschlicher Klugheit gebrach, durch ihre weisen Führungen in reichstem Maaß ersetzt haben. Denn fast alle Schicksalsschläge, die er bei dem besten und reinsten Willen durch Unbedachtsamkeit und Ungefügigkeit sich zugezogen, dienten nur dazu, ihn von einer Stufe der Geistes- und Charaktergröße zur anderen zu führen. In der That, keine Betrachtung kann in dieser Beziehung Lehr- und trostreicher seyn, als die des ganzen Lebensganges Fichte's. Oder ist es nicht eine wunderbare, wenn auch für unser Mitgefühl grausame Ironie des Schicksals, wenn wir gewahren, wie das scheinbar unbedeutendste Individuum der menschlichen Gesellschaft, das auf die zufälligste Weise den untersten Kreisen derselben entrisßen wird, das nur mit unsäglichster Anstrengung und nach Ueberwindung von tausend und aber tausend Hindernissen zu geistiger Bildung sich emporarbeitet, das weit über die Jünglingsjahre hin-

aus noch schuß- und rathlos umherirrt und bald da, bald dorthin seine Schritte lenken muß, daß, sagen wir, ein solches in die mitleidlose Welt hinausgestoßenes, kaum irgendwie beachtetes Individuum mit Einem Male zum großen, weltberühmten Manne sich erhebt, zu einem jener hohen Genien, die bestimmt sind, das Bewußtseyn der ganzen Menschheit von Grund aus zu erneuern und umzuwandeln. Dazu aber konnten ihm, wie die früheren, so die späteren Prüfungen des Lebens kaum erlassen werden. Die sorgenvollen Jahre seiner Jugend mit ihrer bitteren Noth, sie waren nur bestimmt, frühzeitig seinen Geist und Charakter zu stählen. Das fühlte er selbst, indem er damals in einem Briefe schrieb: „Entweder die Vorsehung behält mir etwas anderes auf, um dessen willen sie mir bis jetzt nichts hat geben wollen, wie sie es wohl sonst auch gethan hat, oder sie will meine Kraft durch Verlegenheiten noch mehr stärken und üben. Ich habe fast alles verloren, als den Muth.“ Selbst die so ganz zufällige Bekanntschaft mit Philosophie und zwar zunächst der Kant'schen verdankt er nach seinem eigenen Geständniß lediglich dem äußern Lebensdrucke. „Ich habe mich jetzt,“ schreibt er, „ganz in die Kant'sche Philosophie geworfen; anfangs aus Noth, ich gab eine Stunde über die Kritik der reinen Vernunft; nachher seit meiner Bekanntschaft mit der Kritik der praktischen Vernunft aus wahrem Geschmack.“ Aber selbst diese nähere Beschäftigung mit den Kant'schen Schriften würde kaum auf seine Zukunft erfolgreich gewirkt haben, hätte ihn nicht neues Mißgeschick, das ihn Warschau zu verlassen nöthigte, nach Königsberg in die unmittelbare Nähe Kant's geführt, und wäre nicht, was zuletzt der entscheidendste Zufall oder, richtiger gesagt, die denkwürdigste Fügung für ihn war, — wäre nicht seine erste Schrift, die nicht einmal absichtlich, sondern vielmehr gegen seinen Willen durch bloßen Zufall anonym unter dem Titel erschienen: „Versuch einer Kritik aller Offenbarung,“ irrthümlich sogleich von allen Seiten Kant'n zugeschrieben worden, und wäre nicht auf diese Weise sein Name gleichsam mit einem Schlage allgemein bekannt, ja berühmt geworden. Fichte selbst konnte hierin nur den deutlichsten Fingerzeig erblicken, wie wunderbar ihn „die Hand des

Weltregierers geleitet," und stellt sich voll bescheidenen Sinns in einem der Briefe an die Erwählte seines Herzens die Frage: „Warum mußte ich als Schriftsteller ein so ausgezeichnetes Glück machen? Hunderte, die mit nicht weniger Talent auftreten, werden unter der großen Fluth begraben und müssen ein halbes Leben hindurch kämpfen, um sich nur bemerkt zu machen. Mich hebt bei meinen ersten Schriften ein unglaublicher Zufall.“

Freilich war er auch durch diesen unglaublichen Zufall erst an die Schwelle seines von nun an immer höher steigenden Ruhmes gelangt, und eine neue Laufbahn voll Mühen und Drangsalen, voll Erfolg und Misserfolg, ja jetzt erst der härtesten und schmerzlichsten Lebensproben lag vor ihm offen. Aber so mußte es kommen, um seine „sittlich heroische Persönlichkeit“ zur vollsten Ausgeburt zu bringen, wie er denn selbst gesteht, daß er ohne das Erduldeten nie zu der klaren Einsicht und zu der Herzensstimmung, die später in ihm aufging, gekommen wäre.

Wollen wir aber diesen „Mann aus einem Guffe," wie er nach Lehre und Leben ein solcher war, und wie er jetzt nach hundert Jahren erst recht in seiner ganzen Größe uns ergreift, wollen wir diesen in seiner Art einzigen Mann in seiner vollen Geistesgestalt uns zu einer nur einigermaßen befriedigenden Anschauung bringen, so dürfen wir, nachdem wir auf seinen äußeren Lebensgang einen allgemeinen Blick geworfen, jetzt auch die reiche Entfaltung seines inneren Lebens nicht unbeachtet lassen. Und da tritt denn der heute von uns Gefeierte in dreifacher Größe vor uns hin: als Mensch, als Bürger und Gelehrter, und wir können von Seite unserer Ludovico-Marimilianeä sein Andenken nicht würdiger feiern, als daß wir ihn in jeder dieser drei Beziehungen als leuchtendes Vorbild uns vergegenwärtigen.

Zwar ist bei einer so in sich vollendeten und durch und durch ein Ganzes bildenden Persönlichkeit, wie die Fichte's war, keine der drei

Richtungen ihrer Gesamtentwicklung von den anderen zu trennen; sie sind vielmehr also unter sich verschlungen, daß es unmöglich ist, in Fichte den edlen Menschen ohne den sich freudig aufopfernden Bürger und beide nicht ohne den muthigen Kämpfer für die Wahrheit und des Wissens höchste Interessen — und eben so umgekehrt — uns zu denken, und der Mensch, da in diesem der innerste Kern unserer Persönlichkeit ruht, wird für unsere Betrachtung immer der Mittelpunkt bleiben. Aber dennoch können wir wie überall, so auch hier nur durch Trennung und Unterscheidung zur vollen Erfassung und Würdigung des Ganzen gelangen.

Lassen Sie uns daher jetzt vor allem Fichte den Menschen in's Auge fassen und an der „Größe einfacher Menschlichkeit,“ die mit der fortschreitenden Reife des Lebens in dieser edlen Seele immer schöner und reicher sich entfaltete, uns tiefinnerlich erbauen. Denn mit heiligerem Ernste haben wohl Wenige nach Ausbildung des ganzen inneren Menschen, nach allgemeiner sittlicher Erhebung und Kräftigung so unablässig und treulich gearbeitet, wie Fichte. Das praktische, sittliche Interesse war für ihn überall — auch in der Wissenschaft — das höchste, und schon während der Zeit der ersten Krisis seiner geistigen Entwicklung sprach er sich dahin aus: der Hauptendzweck seines Lebens sei der, ihm jede Art von — nicht wissenschaftlicher (er merke darin viel Eitles), sondern von Charakterbildung zu geben, die ihm das Schicksal nur irgend erlaube. Ja er ging sogar damals so weit, sich alles „Geschick zu einem Gelehrten von métier“ abzusprechen. „Ich will,“ sind seine Worte, „nicht bloß denken, ich will handeln.“ Und je klarer er dieß als seine Bestimmung erkennt, desto glühender wird sein „Feuereifer für die Veredelung seines Brudergeschlechts.“ „Mein Stolz,“ schreibt er — und es sind ahnungsvolle, prophetische Worte — „ist der, meinen Platz in der Menschheit durch Thaten zu bezahlen, an meine Existenz in die Ewigkeit hinaus für die Menschheit und die ganze Geisterwelt Folgen zu knüpfen; ob ich's that, braucht keiner zu wissen, wenn es nur geschieht.“ Dabei verzichtet er auf alle äußeren Güter, die

ihm denjenigen gegenüber, „die wir in das Reich der Geister mit hinübernehmen werden,“ als völlig werthlos erscheinen. Nicht Glück, nicht Genuß sucht er, sondern hat nur „die eine Leidenschaft, das eine Bedürfniß: außer sich zu wirken.“ Ja selbst die Wissenschaft, so hoch er sie stellt und so sehr sie ihm später zur eigentlichsten Lebensaufgabe geworden, hat für ihn in letzter Instanz nur Werth, wenn sie dazu angethan ist, den Menschen zum wahren Menschen heranzubilden.

Höher aber, als alles Wissen, gilt ihm die Rechtschaffenheit, wie er dieß in der köstlichen Stelle, in einem seiner Briefe, ausspricht, wo er des freudigen Wiedersehens seines braven Vaters mit den Worten gedenkt: „Mache mich, Gott, zu so einem guten, ehrlichen, rechtschaffenen Manne und nimm mir alle meine Weisheit, und ich habe immer gewonnen.“ Mit Recht hat darum schon ein Zeitgenosse Fichte's von ihm gesagt: der Grundzug seines Charakters sei die höchste Ehrlichkeit. Freilich war es auch gerade diese und seine Aufrichtigkeit und Geradheit, durch die er so vielfach im Leben anstieß und Widerwärtigkeiten aller Art sich bereitete. Aber dieß kümmerte einen Mann wenig, dessen ganzes Trachten, wie er von sich in Wahrheit behaupten konnte, dahin ging, „nicht zu scheinen, sondern zu seyn.“ Kein Wunder übrigens, wenn in einem solchen Charakter bei dem Bewußtseyn des reinsten und redlichsten Willens auch jener edlere Stolz sich entwickelte, der ihm vielfach vorgeworfen worden, und der selbst seine so treffliche Gattin einmal zu dem Ausruf veranlaßt: „Fichte, du bist stolz, und dieß allein ist die Quelle unseres Unglücks.“ Daß jedoch dieser Stolz in keiner eiteln Selbstüberhebung wurzelte, dafür zeugt hinwieder seine Bescheidenheit und jene den großen Mann am allermeisten ehrende Demuth und Gottergebenheit, die aus der wahren Pietät entspringt. Denn Fichte war nicht nur, soweit es hienieden möglich ist, der sittlichste Mensch, sondern auch — wir sprechen es ohne Bedenken und Rückhalt aus — der religiöseste.

Wie unbedingt schon von frühester Jugend an sein Vertrauen zur

göttlichen Vorsehung und deren wunderbaren Führungen war, ersehen wir in dessen Biographie aus den sprechendsten Aeußerungen. Ja es ist ihm eine wahre Herzensangelegenheit, dem Gange der Vorsehung in seinem Leben nachzuforschen, sie überall, auch im Kleinsten zu erkennen; und darum freut er sich auch über jede Bestätigung seines Lieblingsgrundsatzes: daß Gott für uns Sorge und keinen ehrlichen Mann verlasse. Und Gott hat auch ihn — den ehrlichen Mann nicht verlassen, selbst dann nicht, als er auf dem Wege seiner philosophischen Forschung zur Aufstellung einer Lehre gelangte, welche die Gottheit zu einer bloßen moralischen Weltordnung herabzusetzen schien und ihm die schwere Anklage des Atheismus zuzog. Denn als die Zeit der Verfolgung für ihn kam und er fast nirgends eine ruhige Stätte fand, da öffnete sich ihm mit Einemmale ein gesichertes Asyl und damit für die Folge ein neuer, ja gerade der wichtigste Wirkungskreis durch jenes wahrhaft königliche, für immer denkwürdige Wort, das dahin lautete: „Ist Fichte ein so ruhiger Bürger, als aus allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gotte in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dieß der liebe Gott mit ihm abmachen, mir thut das nichts.“

Und der liebe Gott hat es auch mit ihm abgemacht, wie es des höchsten Wesens allein würdig ist: er leitete ihn auf dem Wege einer tiefer eindringenden Forschung und der eigenen freien Erkenntniß zu jener religiösen Weltansicht, die, wenn sie auch in dieser späteren Gestalt noch nicht wahrhaft befriedigen kann, dennoch gegen die frühere Lehre als ein wesentlicher Fortschritt anzusehen ist.

Keinem Zweifel unterliegt es übrigens, daß die damals gegen Fichte erhobene Anklage ein „culturgegeschichtliches Ereigniß“ war und auch selbst für unsere Zeit noch ist, in der jene ganze Controverse nichts weniger als

schon beseitigt, vielmehr in ein neues, hoffentlich entscheidendes Stadium getreten ist. Hat doch gerade die Schelling'sche Philosophie in ihrer letzten Entwicklung die Frage nach der Möglichkeit einer befriedigenden Erkenntniß Gottes aus bloßen Begriffen, aus bloßer Vernunft, von neuem in den Vordergrund gestellt, und ist die Antwort Schelling's auf diese Frage im Wesentlichen keine andere, als der wir schon — nur unter einem anderen, weniger correcten Ausdruck — bei Fichte begegnen. Denn wenn Schelling sagt: innerhalb der Vernunftwissenschaft gebe es keine Religion, also überhaupt keine Vernunftreligion, da man am Ende der negativen oder rationalen Philosophie nur mögliche Religion, nicht wirkliche, habe, nur Religion „innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft“, und wenn er ausdrücklich noch hinzufügt: daß man von Gott nichts wisse, sei das Resultat des ächten, jedes sich selbstverstehenden Rationalismus, — was ist damit im Grunde anderes behauptet, als das, worin Fichte und Jacobi übereinstimmten, daß es unmöglich, Gottes Wesen in einen Begriff (d. h. in einen bloßen Vernunftbegriff) zu fassen, und daß für „unser discursives Bewußtseyn“ die Persönlichkeit Gottes unerweislich und unbegreiflich sei. Und wenn wir weiter bei Schelling den jetzt eben so klar, als bestimmt ausgesprochenen Gedanken finden, daß das menschliche Ich in seiner Selbstheit nicht bloß den Schranken der Natur, sondern auch insbesondere der unpersönlichen Macht eines Gesetzes begegne, das noch aus der intelligiblen Ordnung der Dinge stamme und jetzt mit seinem ganzen Drucke auf dem Ich laste, und daß es von diesem Drucke nur dadurch sich befreien könne, daß es die Selbstheit in ihrer Ausschließlichkeit aufgibt und sich wieder dem göttlichen Seyn unterordnet, — wer wollte und könnte die nahe Verwandtschaft dieser Lehre mit der Fichte'schen verkennen, wenn wir diese in ihrer früheren und späteren Fassung damit vergleichen, wornach zuerst behauptet ward, daß wir des Daseyns Gottes unmittelbar nur durch die moralische Weltordnung, welche in uns die Kraft des Guten wirkt, inne werden, und in unserem sittlichen Handeln lediglich durch die uns inwohnende intelligible Ordnung bestimmt werden, in der Folge aber von Fichte eine völlig ent-

selbstende Religiosität gelehrt wurde, welche am Ich nichts übrig läßt, als ein Gefäß zu seyn für das göttliche Leben und Wirken.

Freilich ist der Sinn dieser Entselbstung bei Schelling ein anderer, als bei Fichte, der sie mehr nur im Sinne jener mystischen Frömmigkeit vollziehen läßt, die Schelling als die erste Stufe der contemplativen Wiederkehr zu Gott bezeichnet, und ist auch Schelling nicht zufrieden, Gott nur in der bloßen Idee wieder zu finden, was die Aufgabe der reinen Vernunftwissenschaft ist. Denn bei einem bloß ideellen (passiven) Gott vermöge sich das Ich nicht zu beruhigen, es verlange nach einem activen Gott, ohne den es überhaupt keine Religion geben könne, und wolle auch diesen, den persönlichen Gott, zur lebendigen Erkenntniß bringen. Aber zu solcher tieferen Erkenntniß war damals überhaupt noch nicht die Zeit gekommen. Denn so sehr auch Fichte, wie Jacobi, das Bedürfniß einer positiven Philosophie fühlen mochte, so gab es doch für Beide noch keinen wissenschaftlich gerechtfertigten Uebergang von der negativen Philosophie zur positiven, und so wäre es denn mehr als unbillig, von ihnen zu fordern, was erst in einem langwierigen stufenweisen Fortschritt der Speculation errungen werden konnte. Und wenn wir überdies erwägen, wie unendlich weit die Philosophie als menschliche Wissenschaft auch in jeder ihrer noch höheren Entwicklungen von der vollständigen Lösung ihrer positiven Fragen entfernt seyn wird, so können wir nicht umhin, die Wahrheit des schönen Wortes auch jetzt noch und als für alle Zeiten gültig anzuerkennen, das Fichte schon im Jahre 1790 ausgesprochen: „Zu einer Wohnung der Gottheit ist unser Verstand zu enge; für diese ist nur unser Herz ein würdiges Haus.“

So nun dachte, so fühlte und wirkte Fichte als Mensch — für uns Alle ein Muster seltener sittlicher Größe, getragen zugleich von lauterster, gottinniger Religiosität.

Daß ein solcher Mann, der die Rechtschaffenheit und Gewissenhaftig-

keit selbst war, dem das Gebot der Pflicht über alles ging, und der unablässig auf Ueberwindung jeglicher Selbstsucht drang, auch nur der trefflichste Bürger, ein Patriot im besten Sinn des Wortes seyn konnte, ja mußte, ist selbstverständlich. Aber die Liebe zum Vaterlande hatte für ihn einen ungleich tieferen, als den gewöhnlichen Sinn. Er forderte dafür vor allem ein Volk, das auch in Wahrheit ein solches zu heißen verdient und auf seinen bleibenden Bestand rechnen darf, ein Volk nämlich, das an Geistigkeit und Freiheit dieser Geistigkeit glaubt, und die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch Freiheit will. Denn nur ein solches Volk gibt dem Einzelnen die Gewähr und Bürgschaft für eine fortdauernde Wirksamkeit schon auf dieser Erde, und nur der Glaube des edlen Menschen hieran und sein Streben, Unvergängliches zu pflanzen in seinem Volke, bilden die Liebe zu seinem Volke. „Das Leben bloß als Leben, als Fortsetzung des wechselnden Daseyns hat für ihn keinen Werth, er will es nur als Quelle des Dauernden; aber diese Dauer verspricht ihm allein die selbstständige Fortdauer seiner Nation; um diese zu retten, muß er sogar sterben wollen, damit diese lebe, und er in ihr lebe das ewige Leben, das er von je gemocht hat. In weissen Gemüthe sich also Himmel und Erde, Unsichtbares und Sichtbares durchdringen und so erst einen wahren und gediegenen Himmel erschaffen, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den theuren Besitz ungeschmälert wiederum zu überliefern an die Folgezeit.“

Man sieht aus diesen eigenen Worten Fichte's, auf welche Höhe der Betrachtung er sich stellt. Dabei aber kann er sich nicht verhehlen, daß Vaterlandsiebe in diesem erhabenen Sinn in der Wirklichkeit nicht bei jedem Volk sich finden könne. Ja er geht so weit, fast nur den Deutschen — als einem Urvolk angehörig — derselben fähig zu achten, und zu behaupten, daß nur die Deutschen ein von echter Vaterlandsiebe beseeltes Volk in der höheren Bedeutung des Wortes bilden könnten. Und darum sei es auch insbesondere die Aufgabe des deutschen Volkes, wie vor allem sich selbst durch eine neue durchgreifende Nationalerziehung, so hierdurch mittelbar die

ganze Menschheit zu erneuern und ihrer wahren geistigen Bestimmung entgegenzuführen.

Dies sind denn auch die Hauptgedanken, die uns in den „Reden an die deutsche Nation“ entgegentreten, die Fichte zu Berlin in den Wintermonaten von 1807—8 gehalten, und die man mit vollem Recht als „eine der größten Thaten des deutschen Geistes“ bezeichnet hat. Denn mit mächtigerer Begeisterung, mit heiligerem Ernst der Rede, so mit „Schwert und Bliß“ hat wohl Keiner, so wie er, an sein Vaterland zu dessen geistiger Erweckung in den Zeiten der tiefsten nationalen Schmach und Erniedrigung sich gewandt. Aber auch nur ein Mann, wie Fichte, ein Philosoph, der nicht bloß in Ideen lebte, sondern auch bewiesen hatte, daß er für deren thatkräftige Vertretung alle äußeren Güter des Lebens mit Freudigkeit einzusetzen bereit sei, nur ein solcher Mann konnte also sprechen und durch seine Reden jenen wunderbar tiefen und nachhaltigen Eindruck, von dem die Geschichte Zeugniß gibt, auf seine Mitwelt üben. Schon früher, im Jahre 1804, in den „Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ hatte Fichte auf alle Verderbnisse und falschen Richtungen der damaligen Zeit hingewiesen und als ihre gemeinsame Wurzel die Selbstsucht des Individuums bezeichnet. Nachdem aber jetzt dieses Reich der Selbstsucht, des bloßen sinnlichen Eigennuzes seinen Höhepunkt erreicht, handle es sich darum, der alten Zeit völlig den Rücken zu kehren, wenn die „Morgenröthe der neuen Welt“ anbrechen solle. Denn „irgendwo“, so lauten am Eingang der ersten seiner Reden an die deutsche Nation seine Worte, „irgendwo hat die Selbstsucht durch ihre vollständige Entwicklung sich selbst vernichtet.“ . . . „Bis zu ihrem höchsten Grade entwickelt ist die Selbstsucht, wenn, nachdem sie erst mit unbedeutender Ausnahme die Gesamtheit der Regierten ergriffen, sie von diesen aus sich auch der Regierenden bemächtigt und deren alleiniger Lebenstrieb wird. Es entsteht einer solchen Regierung zuvörderst nach außen die Vernachlässigung aller Bande, durch welche ihre eigene Sicherheit an die Sicherheit anderer Staaten ge-

knüpft ist, das Aufgeben des Ganzen, dessen Glied sie ist, lediglich darum, damit sie nicht aus ihrer trägen Ruhe aufgestört werde, und die traurige Täuschung der Selbstsucht, daß sie Frieden habe, so lange nur die eigenen Gränzen nicht angegriffen sind; sodann nach innen jene weichliche Führung des Staats, die mit ausländischen Worten sich Humanität, Liberalität und Popularität nennt, die aber richtiger in deutscher Sprache Schlaffheit und ein Betragen ohne Würde zu nennen ist."

Wohl mag es sich verlohnen, an diese strafenden Worte gerade in der Gegenwart wieder zu erinnern, damit nicht neues Unheil aus alter Verblendung erwachse. Und nicht minder mögen wir an den beiden Ueberzeugungen, die Fichte unserer Nation so nachdrucksam an's Herz gelegt, fortan festhalten: daß alles Wohl und jeglicher wahre Fortschritt eines Staates ganz und gar nur von Erziehung und Bildung in ihrer umfassendsten Pflege abhängt, und daß der deutschen Nation von der Vorsehung die vorzugsweise Mission zu Theil geworden, in jenem großen Bildungswerke allen anderen Völkern voranzugehen und so gleichsam die centrale geistige Macht, den Mittelpunkt zu bilden, von dem alles höhere geistige Leben auf die Menschheit im Großen zurückströmt.

Und indem wir also an dem eigentlichen Geiste, der aus diesen Reden spricht, uns erquickten und erwärmen, kummert uns all dasjenige, was nur auf die Ausführung der von Fichte angestrebten Ideale sich bezieht, um so weniger, als schon die Urtheilsfähigen und Besseren unter seinen Zeitgenossen sich darüber erhoben und das vielfach Ueberschwängliche und völlig Unpraktische in seinen reformatorischen Plänen, besonders was sein Staatserziehungssystem betrifft, gar wohl erkannten, aber dessenungeachtet nicht an dem edlen, hohen Sinne ihres Urhebers irre wurden.

Wir sprachen von seinen urtheilsfähigen und besseren Zeitgenossen, — denn allerdings fehlte es auch nicht an solchen, die ihn, wie dieser Reden

halber, so auch schon früher wegen der von ihm ausgesprochenen politischen Gesinnungen zu verdächtigen gesucht. Wer jedoch mit Fichte's Leben und Lehre sich nur einigermaßen näher vertraut gemacht, der wird daraus wohl bald die vollste Ueberzeugung gewonnen haben, wie durchaus abhold derselbe sein ganzes Leben lang allem politischen Parteigetriebe und jeder Art von Geheimbündelei gewesen, und wie wenig derjenige den Namen eines „Demokraten“ verdienen konnte, der unter Berufung auf seine „Grundlage des Naturrechts“ von sich sagen konnte, daß man keinen Schriftsteller zu nennen im Stande seyn werde, der sich entscheidender und mit stärkern Gründen gegen die demokratische Regierungsform als eine absolut rechtswidrige Verfassung erklärt habe. Nur in dem Sinne sei er allerdings ein entschiedener Demokrat, daß er lieber gar nicht seyn möchte, als der Laune unterworfen seyn und nicht dem Gesetze. Hätte er aber wirklich als junger Mensch, von Unwillen hingerissen über die Uebertreibungen, die sich damals die Vertheidiger der gesetzlosen Willkür der Mächtigen erlaubten, gleichfalls von seiner Seite in einem übrigens unvollendeten, bloß fragmentarischen Versuche ein wenig übertrieben, so habe er doch, seitdem zum Manne geworden, in einer reiferen, durchdachten Schrift jede Einseitigkeit vermieden und hoffentlich jeden Politiker zufrieden gestellt. In der That auch erklärt er sich in seiner „Rechtslehre“ wiederholt gegen jede reine Demokratie und verlangt für die Oberherrschaft im Staate sogar ausdrücklich einen souveränen persönlichen Willen, der, da er gleichsam wie eine übermächtige Naturgewalt herrschen solle, mit einer Kraft ausgestattet werden müsse, gegen welche alle andre Kraft in nichts verschwindet, dem aber die Souveränität nur in sofern zukomme, als in derselben der Wille des Rechts zum vollen Durchbruch gelange. Und unter dieser Voraussetzung erscheint ihm auch die erbliche Monarchie den Vorzug vor allen anderen Regierungsformen zu verdienen, da, den Gerechtesten seiner Zeit und seiner Nation zum Herrscher zu machen, durch menschliche Freiheit nicht zu lösen sey.

Dieß mag hinreichen zu Fichte's politischer Rechtfertigung, wenn sie einer solchen überhaupt noch bedürfte. Aber auch ohne das so laut für ihn sprechende Zeugniß seiner eigenen Worte wüßten wir schon zur Genüge aus seiner Lebensgeschichte, wie wenig er sich jemals zu irgend einem Parteihaupt gebrauchen ließ; und so möge man denn auch in der Gegenwart sich wohl hüten, sein ehrwürdiges Andenken zu etwaigen Parteizwecken auszubenten, womit man die Erinnerung des heutigen Tages gewiß am wenigsten in seinem Sinne feiern würde.

Denn was er selbst als das seiner ganzen Persönlichkeit Eigenste bezeichnet, „seine Liebe zu einem speculativen Leben,“ erhebt ihn weit über jeden religiösen, wie politischen Parteistandpunkt und hat ihn auch zu derjenigen Größe geleitet, die ihm im Reiche der Wissenschaft und in der Geschichte der Philosophie einen unsterblichen Namen erworben.

Von ihm also, dem Gelehrten, dem kühnen Denker und Wahrheitsforscher sei noch zuletzt die Rede. Denn so sehr er bestrebt war, sich zum ganzen Menschen und Bürger auszubilden, so war doch seine Hauptbestimmung die zum Gelehrten, zum Philosophen. Dazu auch namentlich war er von der Vorsehung ausersehen, bestimmt, ein Glied in der großen Kette der Wissenschaft der Wissenschaften zu bilden, das nicht fehlen durfte, nicht fehlen konnte zu dem stetigen Fortschritt der bewundernswerthen Entwicklung der deutschen Philosophie von Kant zu Fichte — von Fichte zu Schelling — von Schelling zu Hegel und von diesem wieder zu jenem in seinem nochmaligen letzten Hervortreten. Die ganze Bedeutung Fichte's in dieser Triologie oder Tetralogie des großartigsten geistigen Schauspiels, das seit der Blüthezeit der hellenischen Philosophie die Welt erlebt hat, und zugleich den ganzen Entwicklungsgang seiner Lehre nach deren verschiedenen Phasen auch nur im Umriss darzustellen, ist, wie leicht zu begreifen, hier unmöglich, kann aber auch nicht Zweck und Vorwurf einer bloßen Gedächtnißrede seyn. Dieß alles gehört der Geschichte der Philosophie an, für die übrigens die

Darstellung der Fichte'schen Lehre nach ihrem ganzen innern Zusammenhang und ihrem tieferen Verständniß eine noch lange nicht erschöpfte Aufgabe ist, eine Aufgabe, die um so größer erscheint, wenn der Ausspruch gewiß ein vollberechtigter ist, dem wir bei Schelling noch aus letzter Zeit begegnen: daß seit den Zeiten des Alterthums der philosophische Geist keine Eroberung gemacht, die sich der des Idealismus vergleichen ließe, wie dieser von Kant zuerst eingeleitet worden und durch Fichte zum entscheidenden Ausdruck gekommen. Und wenn Schelling hinzufügt: es liege in dem Idealismus selbst etwas Weltveränderndes, und es sei vorauszusehen, daß seine Wirkungen sich noch über die unmittelbare Aufgabe der Philosophie hinauserstrecken werden, so sehen wir den deutlichsten Beweis hievon allein schon in Fichte's mächtigen Wirkungen nicht bloß auf seine Zeit, sondern auch auf die unsrige. Ganz vorzüglich aber tritt uns die Allgewalt des idealistischen Sinnes, der Fichte's ganze Denkweise beherrschte, in der Ansicht entgegen, die er von der Bestimmung des Gelehrten und insbesondere des akademischen Lehrers hatte. Eine höhere Vergeistigung derselben ist nicht wohl denkbar. Der Gelehrte ist ihm nicht bloß der Lehrer und Erzieher der Menschheit, sondern er soll auch der sittlich beste Mensch seines Zeitalters seyn, er soll die höchste Stufe der bis auf ihn möglichen sittlichen Ausbildung in sich darstellen. Unter den Begriff des wahren Gelehrten fällt aber überhaupt jeder, der, von irgend einer Idee ergriffen, sich dieser theoretisch oder praktisch bemächtigt, also auch der wahrhafte Regent, Gesetzgeber und Staatsmann. Und wie er an den vollendeten Gelehrten die höchsten Forderungen der Sittlichkeit stellt, so auch an den angehenden, und charakteristisch in dieser Beziehung sind schon die Ueberschriften zweier Vorlesungen in seiner Schrift „über das Wesen des Gelehrten“, von denen die eine „von der Rechtschaffenheit im Studium“ und die andere davon handelt, „wie die Rechtschaffenheit des Studierenden sich äußere“. Als die höchste Aufgabe des akademischen Lehrers erkannte er auch deshalb die Heranbildung der Jünger der Wissenschaft zu sittlicher Gesinnung, und er selbst hat sie getreulichst erfüllt. „Heiligen, ernsten Sinn befördern und alles daraus

herleiten,“ — nur um dieß und nichts anderes war es ihm unter allen Verhältnissen zu thun.

Damit aber hing nothwendig auch seine Ueberzeugung von der Bestimmung der Universitäten zusammen. Die deutschen Hochschulen boten in ihren damaligen Zuständen, von denen Jacobi mit Recht sagen konnte, daß sie „überall noch ein ungereimtes Gemisch von Cultur und Barbarei“ seien, ein nichts weniger als erquickliches Bild. Für Fichte, der ein ganz anderes in seinem Geiste trug, ein höchstes Ideal nach seinem Sinn, konnte es dabei an schmerzlichen Täuschungen, an bitteren Erfahrungen nicht fehlen.

Hatte er schon in seinen „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten“ sich dahin ausgesprochen, daß es wenig erhabenere Ideen gebe, als die Idee des allgemeinen Einwirkens des ganzen Menschengeschlechts auf sich selbst, dieses unaufhörlichen Lebens und Strebens, dieses eifrigen Wettstreites zu geben und zu nehmen, das edelste, was dem Menschen zu Theil werden kann, dieses allgemeinen Eingreifens zahlloser Räder ineinander, deren gemeinsame Triebfeder die Freiheit ist, und der schönen Harmonie, die daraus entsteht, so sollte — dieser Idee entsprechend — auch das akademische Leben ganz vorzugsweise ein Leben der universellsten geistigen Wechselwirkung seyn, und sollten die Universitäten aus einem bloßen Aggregate beziehungslos nebeneinander Lehrender und Lernender in eine Kunstschule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs verwandelt werden. Denn nicht um Ueberlieferung eines todten Wissens, sondern um Mittheilung und Gewinnung eines thatbegründenden, zu allernächst daher in die sittliche Gesinnung zurückgreifenden, diese begeisternden und alles Gemeine in ihr aufzehrenden Wissenschaft handle es sich beim akademischen Unterrichte.

Mit dieser Höhe der wissenschaftlichen und sittlichen Aufgabe aber — davon war er tiefinnerlichst durchdrungen — könne nun und nimmermehr rohes, zügelloses Studentenleben zusammenbestehen, wie es damals an Uni-

versitäten und zunächst in Jena unter seinen eigenen Augen mit geringen Ausnahmen das herrschende war. Und so legte er denn, wie nicht anders zu erwarten war, auch hier die Hände nicht träg in den Schooß, sondern dachte ernstlich auf Mittel, dem ganz in sich verkommenen und aller Bedeutung verlustig gegangenen akademischen Gesellschaftsleben eine neue Bahn zu öffnen. Reform dieses Lebens auf intellectueller und sittlicher Grundlage, hervorgehend aus dem freien Entschlusse der Studierenden, war von nun an das Losungswort, und Fichte war der erste, der es ausgesprochen und zwar mit all der Energie, die seinem Charakter eigen war. Aber sein edler Wille scheiterte, wie in Jena, so in Berlin, beide Male an unübersteiglichen Hindernissen; ja an ersterem Ort erlebte er sogar Kränkungen so schmerzlicher Art, daß wir wünschten, für immer einen Schleier darüber ziehen zu können. Sie sind nicht leicht zu vergessen und werden auch nur geföhnt seyn, wenn das große Unrecht, das damals dem schwer verfolgten Manne widerfahren, von der akademischen Jugend dadurch gut gemacht wird, daß sie, wie sie es schon zum Theil in rühmlichster Weise gethan, den wahren Geist des deutschen Studententhums, losgelöst von allen seinen Entartungen, jedoch mit treuer Bewahrung der ihm geschichtlich erwachsenen Eigenthümlichkeit und all der herrlichen und schönen Erinnerungen, die sich hieran knüpfen, immer mehr und entschiedener zum Durchbruch gelangen läßt, und so das gesammte akademische Gesellschaftsleben zur immer freieren, einigeren und veredelteren Gestaltung bringt, was Fichte schon zu seiner Zeit, obschon vergeblich, und zwar in einer Reinheit angestrebt, die von selbst alle störende Beimischung politischer Tendenzen ausschloß.

In dieser Reinheit ist vielleicht nur einmal durch einen „mit überraschendem Erfolge gekrönten Versuch“*) die Verwirklichung des Fichte'schen

*) Ausführliche Mittheilungen hierüber finden sich in der damals in München erschienenen „allgemeinen akademischen Zeitschrift für das gesammte Leben auf Hochschulen“ v. J. 1829, No. 4, 22 ff., und in der von André in Stuttgart in Cotta'schem Verlag herausgegebenen Zeitschrift „Hesperus“ v. J. 1829, No. 158, 255—56, 280, 307 und v. J. 1830, No. 262—63, 295—97.

Ideales angestrebt worden und zwar zu jener Zeit, da der heutige Festredner, von dem jener Versuch damals ausgegangen, selbst noch dem Kreise der Studierenden an unserer Alma Mater angehörte, worüber Friedrich Thiersch in seiner Rectoratsantritts-Rede vom Jahre 1829 ein Zeugniß*) hinterlassen, auf das sich berufen zu können ihm für immer zur größten Genugthuung gereichen wird.

Ziehen wir aber jetzt die Summe von allem Großen und Herrlichen, was in Fichte's Geist und Charakter vereinigt war, und vergegenwärtigen wir uns den ganzen Mann, wie er nach allen Richtungen hin sich zu vollenden gesucht, so dürfen wir jetzt, am Schlusse unserer Betrachtung, nicht vergessen, auch derjenigen mit ihm nur ein Ganzes bildenden Persönlichkeit zu gedenken, ohne die er kaum, oder doch nur mühevoller den Siegeslorbeer im schweren Kampf des Lebens sich errungen hätte. Wen wir damit meinen, kann kein Zweifel seyn. Es ist die treue Gefährtin seines Lebens, die edelste, starkmüthigste der Frauen, sein treffliches Weib. Wir ehren ihn nur doppelt, wenn wir in dieser Stunde auch ihr, der so ganz seiner würdigen und ihm ebenbürtigen Gattin, den Tribut unserer Bewunderung und Verehrung zollen. Beide seien der Mit- und Nachwelt ein Vorbild und eine Mahnung, wie sie, nach den höchsten Menschheitszielen mit gleichem Heldemuth und gleicher nie versiegender Begeisterung zu ringen.

*) S. 16—17. Auch abgedruckt in Nr. 262 des „Hesperus“ v. J. 1830.

